

JUGEND OHNE GOTT?

Die heutigen Mittzwanziger sind aufgeklärt, wie keine Generation zuvor. Gehildet, kreativ, innovativ, erfolgs- und konsumorientiert; Individualität zum Beispiel in Form von Apple-Logo-Tattoos gilt als höchstes sich anzeigendes Gut. Zugegebene und ausgelebte Zugehörigkeit zu etwas wie einer doch eher altmodischen und einschränkenden Religion hat in diesem Konzept keinen Platz. Oder?

Wer heute Theologie studiert, ist entweder Freikirchler, Troztopf, auf eine nette Pfründe oder nur auf den ASVZ-Ausweis und die Legi aus. Ein ehemaliger Kanti-Mitschüler, der auf Facebook seine Kandidatur für die Kirchensynode bewirbt, tut dies im Rahmen einer dadaistischen Kunstaktion – davon war ich bis vor kurzem überzeugt. Zu unwahrscheinlich schien mir (abgesehen von

meinem Unvermögen, jemanden wie ihn als gläubigen Menschen zu sehen) echtes Engagement in einer Institution, die mir in meiner Umgebung so obsolet wie verlassen vorkommt. Als der Wahlzettel tatsächlich in meinem Briefkasten lag, habe ich für ihn gestimmt; er hat gewonnen. Seither habe ich immer mehr junge (Kultur-)Menschen entdeckt, die sich willentlich in religiöse Gefüge begeben haben und ihren anscheinend virulenten Glauben ausleben. Damit brechen sie das, was mir als gesellschaftliches Tabu erscheint, als letzte Privatsache fast überhaupt, nämlich öffentlich zu diskutieren, ob und woran man glaubt, sofern es sich nicht um Materielles handelt. Beim Versenden der Textanfragen war ich deshalb auf der Hut: ich wollte niemanden beleidigen, indem ich ihn als irgendwie gläubig beschuldigen würde. Was ich am meisten wissen, aber niemanden so direkt fragen wollte: Könt ihr Gott wirklich hören?

Fünf junge Menschen – Studenten, Schriftsteller & Performer – schreiben im Folgenden über Glauben, ihren eigenen und den anderer. Sie tänzeln um meine ungestellte Frage und überlegen: Was ist eigentlich Religion abseits von Konfirmationsunterricht, den Zeugen Jehovas, IS, Nahostkonflikt, und wie wird sie heute gelebt? Es geht um «the call» um Kirchen, Bibeln, Mütter, Funktionäre, Schönheit, Liebe, Jesus in Brooklyn und, naturgemäss, auch ein wenig um Gott.

Michelle Steinbeck

SPIRITED AWAY

Bereits um sechs begannen die Sterne zu glühen. Knapp über dem Horizont stand der grosse Wagen auf dem Kopf. Der Bootsführer hatte uns gereizt, wo wir unser Ziel platzieren konnten, ohne von der Flut überrascht zu werden. Dann hatte er sich bis zum nächsten Morgen verabschiedet. Joel und ich – wir verblieben allein auf der kleinen Insel im pazifischen Ozean, schnorchelten in der Bucht über nie gesehene Riesenmuscheln, vorbei an Fischen, die farbig funkelten. Legten uns nach Sonnenuntergang auf die Terrasse eines kerschedenden Häuschens, das das einzige Gebäude auf der Insel war, entdeckten beim Pinkeln vom Felsen leuchtende Punkte im Wasser – waren es Quallen? Oktopusse? Fische? – und schauten in die Sterne und einem Lichtlein nach, das nicht weit von uns vom Himmel zu fallen schien. Ich halte meinen Kopf auf seine Brust gelegt, deren Senken und Heben sich langsam beruhigte; das Pochen hinter den starken und doch so weichen Rippen. Er strich mir durchs Haar und über die Lippen, der Stein der Terrasse wärmte von unten, die Luft war mild und sanft, der Himmel weit, unendlich und doch ein beschützendes Himmelzelt. «Entweder gibt es da irgendwo noch anderes Leben», dachte ich laut nach, nachdem wir eine Weile so dagelegen hatten; ich zeigte zu den Sternen, zur leuchtend weissen Milchstrasse, «oder es muss Gott geben»; so schien es mir, wie ich nicht einmal Angst spürte, mit meinem Freund allein irgendwo im pazifischen Ozean, wie die Welt, wie das All, wie alles in sich aufging. «Nein», sagte er aus seinen Gedanken gerissen, «das erklärt keinen Gott.» Er ereiferte sich. Nein, Gott und Leben auf unserem Planeten, da sehe er rein gar keinen Zusammenhang, das könne ich jetzt sicher nicht behaupten, sicherlich nicht von dem Einen einfach auf das Andere schliessen.

Die Szene beruhe auf wahren Gegebenheiten, würde im Film hier stehen. Nur wenige Monate sind seit der Reise auf die Philippinen vergangen. Joel und ich: Wir sind seit drei Jahren ein Paar. Aber vielleicht versteht man besser, wo wir, wer diese beiden Menschen sind, wenn ich die Szene anähnte, die der Nacht auf der Insel voranging.

Ein Boot, schnittig wie ein Rennkajak, hatte uns auf die kleine Insel gebracht. Das sonore Röhren des Motors wurde von Zeit zu Zeit durch einen Knall unterbrochen. Fehlzündungen seien das, sagte Joel. «Der Bootsführer drosselt die Geschwindigkeit, der Motor kommt aus dem Takt, zu viel Benzin-Luftgemisch verbleibt im Kolben und explodiert knallend im offenen Auspuff.» Ich nickte, weil ich gefragt hatte und hielt die Hand ins Wasser: Warm war er, der pazifische Ozean. «Ja, angesehnm zum Baden», sagte ich zu Joel, der mich fragend anschaute. Wir beide, wir ticken ziemlich anders. Zumindest im Kopf.

Als ich diesen Text zu schreiben begann, verbrachten wir einige Tage in der Bretagne. Wir liefen über den von abebbenden Meer eben erst verlassen Strand und schauten in die Weite, die ich zum Schreiben oft suche. «Ist das nicht schön?», sagte ich zu ihm, wie mich die Sehnsucht packte, wie ich bei

einem Häuschen, das mit «à louer» beschriftet war, von der Möglichkeit zu schwärmen begann, darin zu wohnen, wenigstens einen Urlaub lang, das Meer zu beobachten, wie es sich auf und down machte und mit Wacht zurückkehrte, dass es über die Ufermauern spritzte. Er stieg nicht ein auf mein Fabulieren, überlegte, bevor er schliesslich sagte: «Irgendwie ist für mich das Meer nur Sehnsucht. Vielleicht ist es schön anzuschauen, aber ich will dann doch nicht darin eintauchen. Zum Beispiel», er dachte nach, wir passierten einen Strandkiosk, «das ist vielleicht nicht der beste Vergleich, aber: Ein Schoggi-glacé mit Rahmhat gefällt mir besser. Es ist schön anzuschauen und man kann es mit Genuss verspeisen.»

Ganz ähnlich argumentierte Joel, als das Gespräch auf diesen Text hier fiel, als wir über Religion zu sprechen angingen. Joel erwartete einen klar erkennbaren Nutzen, Eindeutigkeit, Erklärungen genauso wie für das Knallen von Motoren. Er sagte Dinge wie: «Glaube ist nicht mehr als Selbstschutz, speziell für Leute mit eingeschränkter kognitiven Fähigkeiten.» Oder: «Religion dient Mächtigen zur Unterdrückung und Manipulation der Massen. Von der Kirche wollen wir erst gar nicht zu reden anfangen; den Kriegen, dem Mittelalter...» Dinge, die ich nicht in Abrede stellen kann. Aber auch Dinge, die nicht treffen, was Religiosität mir bedeutet. Es geht mir nicht um Glaubenssätze, die vorgeliehen Wissen zu sein; ich will keine Aussage darüber machen, wie die Erde entstanden ist, ob Adam und Eva gelebt hatten; keinen Fundamentalismus betreiben, sondern... ja, sondern?

Als ich ein Kind war, sass mein Vater oft in der umgehetzten Veranda unserer Wohnung und blätterte in mehreren dicken Bibeln, strich mit Farbstiften Sätze an, tippte auf einem grauen Computer – auf dem wir lieber Ping Pong gespielt hätten – unermesslich lange Texte und schickte uns zurück in die Wohnung, weil er keine Sprache. Er studierte Theologie, und auch mich führte mein erstes Studium an die theologische Fakultät, und auch in meinem Bücherregal kamen mehrere Bibeln zu stehen. «Bibeln?» Ich sehe meinen Freund förmlich vor mir, wie er den Kopf schüttelt: «Ein Buch voller Hirngespinnste umgibtetler Neandertaler.» Nicht, dass ich die Bibeln oft aufschlagen würde, aber zu wissen, dass ich es jederzeit tun könnte, dass dieser Schatz an Geschichten von jahrtausendalten Lebenserfahrungen auf mich wartet – irgendwie gefällt mir das so sehr, dass ich sie mit Leidenschaft gegen seine Angriffe verteidigen würde. Ich würde die etablierte theologische Praxis der historisch-kritischen Auslegung ins Feld führen – wer hat was aus welcher Motivation niedergeschrieben? Gibt es weitere Quellen, die die Fakten bestätigen? – aber er liesse sich nicht überzeugen. Und vielleicht nicht ohne Grund: ich argumentierte falsch. Es sind nicht die (vermeintlichen) Fakten, die mich an Religion faszinieren, die mich berühren. Viel zu sehr bin ich mir bewusst, wie gefährlich es wird, wenn Sätze aus der Bibel zur Wahrheit erkoren werden. Ich würde ihm in einer falschen Sprache antworten, in einer Sprache des Wis-

sens, der Wissenschaften, einer Sprache der Kausalität, der Kosten-Nutzen-Rechnungen, der Effizienz – in einer Sprache der Rationalität. Aber Religiosität, meint sie nicht gerade das andere, das Irrationale, das Unfassbare?

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich in «Koolavon Lukas Bärfuss auf eine Passage geflossen war, die mir besonders gefiel. Er schreibt von einer jahrhundertalten Kirche, in der er sich von seinem verstorbenen Bruder verabschiedet, eine Kirche, die ihn bereits als kleinen Jungen ehrfürchtig werden und ganz automatisch verstanden liess, die ihm nun Trost verlieh: «Diese Kirche hatte Generationen kommen und gehen sehen, von der Taufe bis zum Grab, eine nach der anderen, und jeder, der sich in ihre Bänke setzte, wurde zu einem Funken, zu einer ephemeren Erscheinung.» Die ephemere Erscheinung – die Erfahrungen von Endlichkeit des menschlichen Daseins – und gleichzeitig ein Gefühl von Allverbundenheit, das las ich aus seinen Sätzen heraus. Ein Gefühl, wie auf jener Insel, als ich mich, als ich uns als winzigen Teil eines grossen Ganzen erlebte – västgätliche Menschen und doch ein Teil des unfassbaren Kosmos.

Ich erinnerte mich an einen Eintrag in meinem Notizbüchlein. Mit einem Kurs der Kunsthochschule hatten wir zu Beginn meines Studiums des Literarischen Schreibens das Berner Münster besucht. Wir sassen in den hölzernen Bankreihen unter dem imposant hohen Deckengewölbe und wir horchten, wie der Organist der über allem thronenden Orgel Klänge von sanftem Summen bis zu donnerndem Grollen entlockte, sahen, wie durch die klaren Kirchenfenster die Sonne das Gewölbe hinter der Orgel immer intensiver goldig färbte. «Die Kraft, die Erhabenheit dieser Kunst», der Organist kam ins Schwärmen und für mich spannte sich in diesem Moment der Bogen vom ersten zum zweiten Studium, von der Religion zur Kunst: Der Wille, so viel Schönheit zu erbauen, solche aufwändige Musikstücke zu komponieren, das grösste und polyphonste Musikinstrument – ich schrieb in mein Büchlein: «Religion und Kunst – sie wollen das gleiche. Sie versuchen den Menschen zu packen, ihn mit Schönheit zu vereinnahmen, ihn mit Schönheit zu berühren, ihn zu bewegen.» In diesem Moment ist mir aufgegangen, wieso ich von der Universität halte weiter zihen müssen. Geradese, wie mein Freund, liess sie mit der Forderung nach Statistiken, nach unwiderruflicher Logik, nach Messbarkeit in Franken und Rappen – selbst an einer Fakultät, die Gott im Namen trug – kaum Raum für das, was sich auf jener Insel abspielte.

Aus dem Gespräch an jenem Abend in der Bretagne wurde bald ein Streit, wie es uns immer wieder widerfuhr, wenn das Thema Religiosität aufkam. Auch ich wollte Recht haben und verteidigte Religion mit jener von Logik und Wirtschaftsbegriffen durchzogenen Sprache. Aber, an jenem Abend liefen Joel und ich bei Sonnenuntergang dem Meer entlang nach Hause und spürten in all dem rauhen Kitsch der Atlantikküste ganz

entgegen unserer unersättigten Meinungen auch so etwas wie Glück, etwas, ganz ähnlich dem Gefühl allein auf einer Insel im unendlichen Ozean, etwas, das ich bei späterer Recherche auch im griechischen Wort «Kosmos» fand: Glanz, Schmuck, (Welt-)Ordnung. Neben all der verstrickten Logik hatte uns an jenem Abend auch eine ästhetische Erfahrung der glänzenden Weltordnung eingenommen. Wir erlebten Schönheit.

Wenn ich nun auf die Momente schaue, die ich hier zusammengetragen habe, erklärt sich mir etwas: Religiosität und die Erfahrung von Schönheit – sie teilen sich eine Funktionsweise, die sich den Kategorien von Rationalität entzieht. Ihr Wesen ist geradezu von Irrationalität und Unfassbarkeit bestimmt und vielleicht gerade in dem Masse, wie diese Teil des menschlichen Wesens sind. Der Kern von Religiosität wie auch von Schönheit, er erschliesst sich erst in der ästhetischen Erfahrung – bei Religiosität in der ästhetischen Erfahrung von Ver-

bindenheit und Endlichkeit. Eine Erfahrung von zwei Polen, die wir nicht auflösen können; wissen wir doch, dass wir jederzeit sterben könnten und leben trotzdem mit ganzem Herzen. Religiosität, sie funktioniert für mich wie eine Beziehung zu einem anderen Menschen – oder auch wie Kunst – indem sie eine Beziehung zu einem Sammelurium von Erfahrungen ist, Erfahrungen, die sich mit dem irrationalen Wesen des Menschen auseinandersetzen, mit seinem unfassbaren Platz im Universum, dem Platz zwischen winziger Endlichkeit und unendlicher Allverbundenheit. Und gerade so wie man aus Beziehungen zu Menschen etwas über seine eigenen (irrationalen) Empfindungen und über diejenigen manch anderer lernen kann, gerade so wie einem Geschichten, wie einem Literatur helfen können, sich selbst und die Umgebung zu reflektieren, sie zu begreifen, indem man sich neben den Protagonisten sehen kann, gerade so wie sich Bäruss in seinem Roman in die jahrtausendealte Menschheitsgeschichte einreicht, gerade so

erlaubt es Religiosität sich in unterschiedlichsten Erzählungen zu spiegeln, die sich Menschen bereits vor mehr als tausend Jahren erzählen und die sie so sehr berühren, dass sie sie über all die Zeit hin bewahrten, nicht um eine Aussage über richtig und falsch zu machen (tobwohl das politische Potential von Reflexion riesig ist), nein, um der ästhetischen Erfahrung, um der Erfahrung von Schönheit, von Kosmos Willen.

Von Donat Blum

Donat Blum ist Student am Schweizerischen Literaturinstitut. Er lebt und schreibt in Biel. An der theologischen Fakultät der Universität Bern hat er anno dazumal in «Interreligiösen Studien» abgeschlossen.

TROTZDEM

Ich habe Smalltalk nie besonders geschätzt. Zuweilen habe ich es als Zumutung empfunden, wenn ich nachmass geschwitzt Irigendwo Schlange stand und sich dann jemand zu mir gesellte. «Ist noch warm hier drin, hä? Wenn mir an einem Anlass ein Namensschild ausgehändigt wurde, welches mein T-Shirt mit «Manuel J. Amstutz; Zürich /ZH» zierte, und mich dann jemand mit: «Hoi Manuel, und von wo bist du?» begrüßte, habe ich meist einfach Richtung «Zürich /ZH» gezeigt. Dies liest die Vermutung laut werden, dass auch mit meinen eigenen Fähigkeiten bezüglich Smalltalk nicht alles zum Besten stand.

Ich habe mir mit fortschreitendem Alter und steigender Anzahl besuchter Stehparies zwar abgewöhnt, die Augen zu verdrehen und aufs Namensschild zu zeigen, aber einfacher ist es trotzdem nicht geworden für mich: Der gesunde Menschenverstand verlangt von uns, den Versuch zu unterlassen, Politik und Religion in den Smalltalk zu integrieren – auch Könige zählt diese beiden Komplexe nicht zu den klassischen «Öffnungen». Allerdings kommt die Frage nach meiner Beschäftigung unweigerlich auf, welche ich dann wahrheitsgemäss mit: «Ich studiere Theologie und möchte Pfarrer werden.» beantworten muss. An diesem Punkt ist die Situation mehrheitlich schon hoffnungslos verloren. Folgendes kleines Florilegium möchte helfen, meine Lieblingsreaktionen des Gegenübers idealtypisch zu untermalen: «Ach, du bist auch Christ. Komm doch mal zu uns in die Freikirche XY. Wir reden immer am Sonntagabend in Zungen.» Oder: «Aber der dialektische Materialismus besagt, dass das alles eine anthropomorphe Projektion ist.» Oder: «Weisst du, ich mache Tofu und esse Yoga und bin unwahrscheinlich spirituell. Ich finde es hochspannend, Seelenverwandte zu treffen.» Oder: «Oh, warum hast du das nicht früher gesagt ... Dann darfst du ja gar nicht ... Dann wird das wohl nichts mit uns heute Abend.» Diese und ähnliche Entgegnungen haben schon manche meiner KommilitonInnen dazu bewegt, im Smalltalk jeweils eine andere Beschäftigung vorzutäuschen, um missigen Diskussionen auszuweichen oder auch einfach den One-Night-Stand unter Dach und Fach zu bringen.

Die meisten Menschen wissen nicht, was Theologie oder Kirche ist. Im Gegensatz zu den meisten Kirchenmenschen, die dies behaupten, ist mir das vollkommen egal. Ich habe weder den Anspruch noch den Wunsch, das Kirchenvolk zu mehrhen. Wie die obenstehenden Reaktionen zeigen, gibt es allerdings eine beachtliche Menge von Menschen, welche fälschlicherweise der Meinung sind, zu wissen, was Theologie oder Kirche zu heissen habe. Anders vermag ich die Identifikation von Glaube mit Fundamentalismus, metaphysischer Selbstjüge, Esoterik oder Priderie nicht zu deuten.

Mit den folgenden Zeilen möchte ich einen Einblick in mein Denken geben. Unabhängig ist dafür zuerst etwas Biographisches, dann aber auch ein Einblick in meine Theologie und die Gegenwart der reformierten Kirchen in der Schweiz. Selbstverständlich bleibt diese Erzählung nicht abgeschlossen und kann einzig die Selbstbeschreibung eines einzelnen Menschen bleiben und keine Gültigkeit für andere beanspruchen.

Ich bin sehr gewöhnlich reformiert aufgewachsen, will heissen, meine Eltern haben mich in den kirchlichen Unterricht geschickt und ich habe mich nie dafür interessiert. Als ich den Konfirmationsunterricht besuchen sollte, hatte ich gerade das Kommunistische Manifest gelesen (welches ursprünglich unter dem Titel «Der Kommunistische Katechismus» geplant war, wie ich später einmal nachgelesen habe), fand, Entengungen seien ein probates Mittel der Umverteilung und drohte meinen MitschülerInnen, welche

das Pech hatten, von vermögenden Eltern gezeugt geworden zu sein, nicht selten damit. Entsprechend war mein Interesse am Konfirmationsunterricht eher gering. Als ich mich dann durchrang, meine Mutter zu überreden mich abzumelden, verkindete sie mir, dies sei nicht mehr möglich, da sie schon das Geld fürs Lager eingezahlt hätte und ich also mindestens bis zum Lager noch gehen müsse. Die süsse Hoffnung auf Konfirmationsgeschichte bewog mich dazu, das Ding durchzugehen und mich konfirmieren lassen (um im richtigen, linken Sinn materialistisch bleiben zu können, habe ich die Geschenke dann eher so phistisch auch als Umverteilung verstanden).

Gott interessierte mich lediglich als gedankliches Konzept, als unendliches Sein, als Objekt des Denkens. Erst gegen Ende der Schulzeit hat sich das geändert. Der Gedanke an den Gott der Liebe, der Mensch wurde, liess mich nicht mehr los. Ich war darüber nicht besonders glücklich – er passte nicht in meinen Lebensentwurf, welcher sich eher in Richtung «linker Jurist» oder «linker Ökonom» bewegte. Ich erschrak, als ich merkte, dass die Bitte an diesen Gott, mich doch einfach in Ruhe zu lassen, ein Gebet war. Ich hatte das Gespenst, das in meinem Kopf umherging, nicht zu verschrecken vermocht, stattdessen hatte ich gelernt zu beten. Es war eine Revolution: Während ich mir zuvor ein Leben mit Gott nicht vorstellen konnte, kann ich mir nun ein Leben ohne Gott nicht vorstellen. Diese Tatsache entspricht nicht einem Wunsch, ich empfinde den Glauben auch heute nicht immer als «Segen» – es ist mir einfach nicht mehr möglich Gott wegzudenken. Er wurde für mich vom Objekt zum Subjekt. Eine qualitative Differenz, die sich an mir vollzogen hat und deren Beeinflussung sich mir entzieht. Diese doch sehr nüchterne «Bekehrung» ist vermutlich mit Grund für meine nüchterne Theologie und meine Abneigung gegen phantastische Bekehrungslebens, wie sie mir zuweilen erzählt werden. Um diesen Vorgang besser zu verstehen, habe ich davon abgesehen, Recht oder Wirtschaft zu studieren und mich für Theologie eingeschrieben.

Ich habe während meines Studiums viel gelernt. Für mich gehören zum Glauben das theologische Denken, welches ihn reflektiert und die evangelische Liebe, welche ihn im Leben ausleben möchte, integral dazu. Mit dem theologischen Denken meine ich ein spezifisches Denken, welches sich mit dem Gott, wie er in Jesus Christus erscheint, auseinandersetzt und diesen als einzige Norm anerkennt. Diese doch sehr strenge Orthodoxie wird bei mir von dem Wissen um die Unverfügbarkeit oder sogar Abwesenheit Gottes in dieser Welt eingeholt. Das strenge Denken und das Wissen um die Unmöglichkeit dieses Denkens bilden eine Art Rahmen für meine Reflexion. Dieser Rahmen befördert mich aber in eine ausweglose Situation: Ich kann nicht anders als von Gott zu denken, kann aber gleichzeitig nicht von Gott denken! Das ist ein ähnliches Gefühl, wie wenn eine Kranke auf einem Bett liegt und sich von der einen Seite auf die andere dreht, um sich nicht wund zu liegen. Das geht zwar, aber gesund macht es diese Person nicht. Vielleicht ist der Glaube an Gott also eine unheilbare Krankheit, trotzdem kann ich nicht gänzlich an ihn verzweifeln; trotzdem höre ich nicht auf, mich von der einen Seite auf die andere zu drehen. Dieses «Trotzdem» als Antwort auf eine ausweglose Situation ist für mich eine wunderbare Nebenwirkung dieser Krankheit.

Evangelische Liebe meint die Liebe Gottes, die sich manifestiert an dem Gott, der am Kreuz stirbt. Wenn Gott den Menschen anbietet, ihre Nächsten, ja sogar ihre Feinde so zu lieben, wie Gott liebt, dann ist diese evangelische Liebe eine qualitativ andere Liebe, als wir sie kennen oder geben können – sie ist bedingungslos.

Es ist die Liebe, welche keinen Anfang hat und nie aufhört. Es ist die Liebe, welche nicht abkühlt und keine Fragen stellt. Sie ist genau dadurch bedingungslos, dass sie nicht davon abhängt, was ein Mensch gemacht oder nicht gemacht hat. Sie möchte nicht wissen, welche Farbe ein Fass hat, denn sie entstammt einer Welt, welche keine Grenzen kennt. Dies alles kann natürlich als weltfremd abgetan werden. Das ist auch richtig so und zwar in beiden Sinnen des Wortes: Diese Liebe kommt von Gott, also nicht von dieser Welt und sie taucht auf dieser Welt bisweilen nicht auf.

Diesen Idealismus in der reformierten Kirche zu finden, ist schwierig. Zwar gibt es in den Gemeinden viele Menschen, die sich einsetzen und viele PfarrerInnen, welche ihre Arbeit gut machen. Wie überall gibt es aber auch Menschen, die ihre Arbeit schlecht machen. Es gibt viele, die weder denken noch lieben und momentan stellen diese leider die Mehrheit in den Kirchenleitungen. Ein grosses Problem der Kirche, nämlich, dass sie keine eigene kritische Öffentlichkeit hat, welche sich für ihre Politik interessiert, kommt diesen Menschen zugute: Sie können in absoluter Unangefochtenheit DilettantInnen sein, ohne dafür die Quittung zu erhalten. So verkommen die kirchlichen Zentralstellen zu geschützten Werkstätten und nicht selten kommt einem der Gedanke auf, dass viele TheologInnen auf diesen Stellen sich dadurch für dieselben qualifiziert haben, nämlich, dass sie zu wenig Intelligenz für die Akademie und zu wenig Sozialkompetenz für die Gemeinden vorweisen können.

Diese Unbrauchbarkeit grosser Teile der Kirche vertritt sich schlecht mit meinem Idealismus und den damit verbundenen Ansprüchen, welche ich an die Kirche stelle. Oft führe ich lange und mühsame Diskussionen mit den kirchlichen EntscheidungsträgerInnen, um ihnen meine Position argumentativ darzulegen. Leider enden diese Gespräche meistens in einer Sackgasse und scheitern entweder an meiner wachsenden Ungeliebtheit oder der Verweigerung des folgerichtigen Denkens des Gegenübers.

Vor kurzem führte ich im Rahmen eines Treffens mit anschließendem Abendessen ein Gespräch mit verschiedenen Leuten aus dem kirchlichen Kuch. Durch den Abend führte uns ein hoher Kirchenfunktionär, der den Gesprächsverlauf zu grossen Teilen prägte. Relativ bald kamen wir auf die kirchlichen Finanzen zu sprechen und unser Gastgeber verfiel in sein übliches Mantra vom Kirchenzerfall aufgrund fehlender finanzieller Ressourcen. Das das Problem der Kirche auch tiefvergehend ein Identitätsproblem sein könnte, stand nicht zur Diskussion. So kamen wir auf das Thema zu sprechen, ob die Kirche SpenderInnen akquirieren könne, worauf unser Gastgeber in ein Fluchen ob der schweizerischen Hilfswerke ausbrach. Als er schliesslich zynisch bemerkte, man solle der Stiftung Wunderlampe (für schwerkranke und behinderte Kinder) nichts mehr spenden, sondern lieber «unsere Kirche», da diese Kinder ja eh stirben, war ich so verdattert, das ich nichts zu erwidern wusste. Ich dachte an die vielen Familien, welche mit ihrem kranken Kind quasi im Kinderspital leben, dazu die Geschwister, die sich nicht mehr trauen, von den Eltern Aufmerksamkeit zu verlangen, weil sie sehen, wie diese am Ende sind. An die Eltern, welche am Abgrund stehen, deren Beziehung an der grauenvollen Situation zu zerbrechen droht, die sich vielleicht in der Not dem Alkohol zuwenden. Familien, die kaputt zu gehen drohen, weil der Tod zu einem Kind kommen könnte, bevor es ein Leben gehen hat.

Ich habe nichts gesagt, niemand hat etwas gesagt. Ich dachte nur, was das eigentlich für eine Kirche sei, wo solche Dinge

